

DANIELA  
OHMS

winter  
honig

ROMAN

KNAUR ✪

immer sie genauer zugehört hatte. Den ganzen Tag lang hatte Mathilda versucht, die Stimmung und die geflüsterten Worte zu begreifen. Aber erst jetzt sickerte die Bedeutung aus dem leblosen Gesicht ihrer Mutter.

Tot ... erstarrt ... verlassen ...

Mathilda stand zwischen ihren sieben Schwestern und ihren beiden Brüdern. Ihr Vater kniete neben dem Bett auf dem Boden, und die langen Finger ihrer Oma streiften wie ein zarter Vogel über ihre Schulter. Dennoch spürte Mathilda, dass sie von nun an allein war. Es war nur eine vage Ahnung,

doch in der schwerfälligen Art, mit der ihr Atem ein- und ausströmte und in ihrer Kehle brannte, konnte sie es bereits fühlen. Zusammen mit dem Geist ihrer Mutter schien auch alle Wärme verschwunden zu sein.

Mathilda konnte die Gegenwart der Toten nicht länger ertragen. Ihr Blick wandte sich ab, suchte etwas, woran sie Trost finden konnte. Aber sie entdeckte nur die Hände ihres Vaters, die sich zitternd um den Rosenkranz klammerten. Mathilda kannte seine Hände allzu gut. Sie waren groß und rauh, sie konnten den schweren Pflug lenken und riesige

Zentnersäcke über die Schultern wuchten, sie konnten als wütende Faust auf den Tisch schlagen oder ihren kindlichen Ungehorsam mit einem einzigen Streich zum Schweigen bringen. Doch so hilflos wie jetzt hatte Mathilda sie noch nie gesehen.

Vielleicht war es dieses zitterige Bild von seinen Händen, aus dem zum ersten Mal die Angst hervorkroch. Nichts konnte Mathilda halten, und niemand würde sie je wieder trösten, wenn ihre Mutter fort war und selbst die Hände ihres Vaters von aller Kraft verlassen waren.

Mathilda schloss die Augen. Aber der Duft der Nelken strömte umso schwerer in ihre Lunge. Und schlagartig war das Gesicht ihrer Mutter wieder da, lebendig dieses Mal. Dennoch schwebte nur ein schwaches Lächeln auf ihrem Mund. Ihre Haare lagen zerzaust auf dem Kissen, und in jeden Atemzug mischte sich ein verhaltenes Stöhnen.

Die Krankheit hatte sie von innen aufgeessen, langsam und schleichend. Auch diese Worte hatte Mathilda von ihren Schwestern gehört, und ihr Zeitgefühl verlor sich in den

Wochen und Monaten, die sie neben dem Bett ihrer Mutter gegessen hatte. Die Schwestern hatten ihr einen Wedel in die Hand gedrückt, mit dem sie die Fliegen verscheuchen sollte, solange ihre Mutter schlief. Jedes Mal, wenn sie aufwachte, musste Mathilda ihr etwas zu trinken geben. Dann lächelte die Mutter ihr zu und flüsterte tröstende Worte.

Mathilda konnte ihre Liebe spüren, so sanft und ehrlich wie das schwache Streicheln ihrer Hand auf den Haaren.

Manchmal, wenn das Wetter schön gewesen war, hatten die